Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 115/116 (1940)
Heft: 5

Artikel: Ein schweizerisches Freiluftmuseum ländlicher Bauten?
Autor: Meyer, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-51221

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

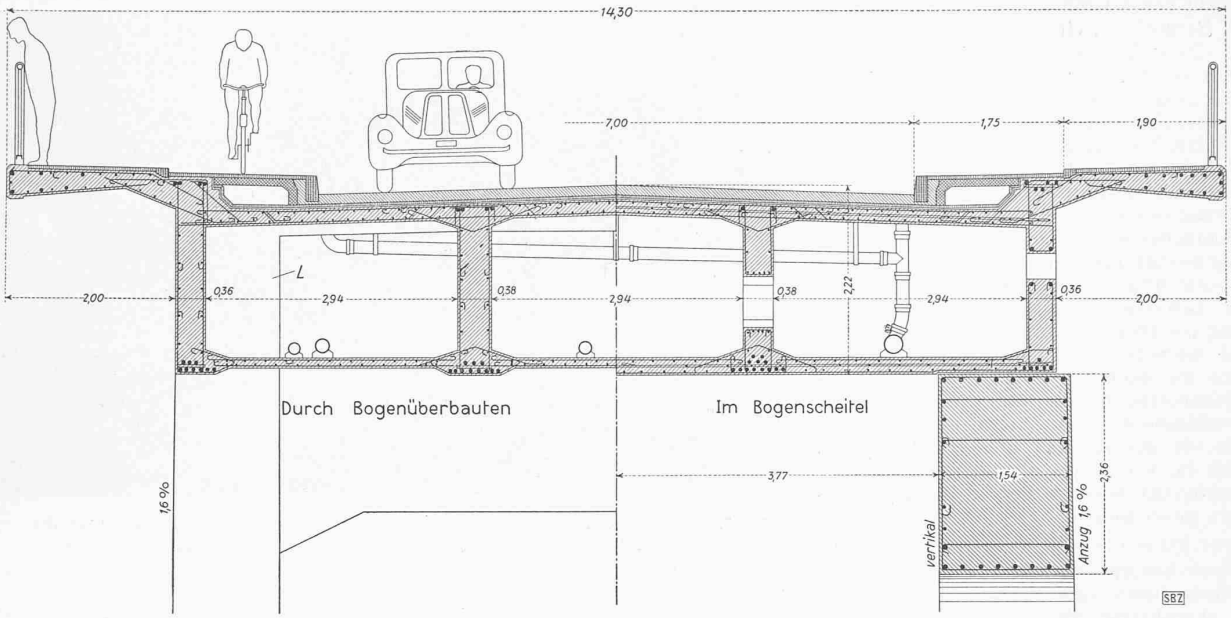

Abb. 6. Fahrbahnquerschnitte 1 : 80 der neuen Kräzerenbrücke über die Sitter bei St. Gallen

verwendet; vorgesehen waren 159 t, bzw. 290 t. Der Betonmehrverbrauch an P 350 betrug lediglich 3,5 ‰ des Voranschlages.

An das soeben näher beschriebene Los II schliesst *Los III* als Durchlaufrahmen über vier Oeffnungen an; es ist mit Los II durch einen zweiten eingehängten Träger von 13,2 m Länge verbunden, der sich auf zwei durch den Fahrbahnkasten gebildete Auskragungen von 4,40 m Länge abstützt (Abb. 3). Gleicherweise wird die Verbindung mit dem anschliessenden *Los IV* bewerkstelligt, das zwei Durchlaufrahmen von drei bzw. vier Oeffnungen und einen fünften eingehängten Träger sowie den Brückenkopf St. Gallen einschliesst.

Sämtliche Gelenke der eingehängten Träger — immer je ein festes und ein bewegliches — sind in Stahlguss ausgeführt.

(Schluss folgt)

Ein schweizerisches Freiluftmuseum ländlicher Bauten?

Jeder Schweizer, der die Freiluftmuseen in nordischen Ländern kennt, hat sich schon die Frage vorgelegt, ob Aehnliches nicht auch bei uns möglich wäre, und warum Aehnliches bei uns noch nicht entstanden ist, obwohl das Interesse an alten, bodenständigen Bauten in der Schweiz gewiss nicht geringer und nicht jüngeren Datums ist als in den skandinavischen Ländern. Es ist darum ein Verdienst der Vereinigung «Pro Campagna», dass sie diesem sozusagen in der Luft liegenden Gedanken eine vorläufige Gestalt gegeben hat, um damit der Diskussion eine Grundlage zu geben. Ein von Architekt E. Probst sorgfältig ausgeführtes, umfangreiches Modell wurde Anfang Juli in Zürich einem Kreis von Interessenten vorgeführt, doch wollen wir hier nicht zu diesem Projekt Stellung nehmen, sondern die Frage grundsätzlich überlegen.

I. Ist die Verpflanzung alter Häuser auf ein Museums-Gelände möglich und wünschenswert?

Es ist vielleicht die wichtigste Errungenschaft einer neueren Betrachtungsart der Architektur, dass sie wieder den Sinn für die Verbundenheit des Einzelgebäudes mit dem kulturellen Zusammenhang seiner Entstehungszeit, sowie mit seiner architektonischen und landschaftlichen Umgebung geweckt hat. Ein grosser Teil des architektonischen Elendes der letzten hundert Jahre hat darin seine Wurzel, dass Architekten, Bauherren und Betrachter jedes Bauwerk als Einzelgegenstand für sich ansahen und beurteilten, was zu jener Uebersteigerung des Einzelobjektes führte, die heute noch in Gestalt betont neuartiger, ausgefallen «interessanter» Lösungen in der modernsten Architektur nachwirkt. Demgegenüber ist die wichtigste Aufgabe einer theoretischen Betrachtung der Architektur, die angehenden Architekten und das betrachtende Publikum zum Verständnis des organischen Zusammenhanges zwischen Bauwerk und Lebensstil und zwischen Bauwerk und Landschaft zu erziehen, und zur Wertschätzung unakzentuierter, lautlos-anständiger Lösungen und nicht nur von besonders reichen Ausnahmelösungen anzuleiten.

Auch die Heimatschutzbewegung hat in ihren Anfängen noch unter der Ueberbetonung des Einzelnen, der malerischen Kuriosität gelitten, allmählich ist aber auch sie zum Verständnis der grösseren Zusammenhänge vorgedrungen; der intelligente Heimatschützer weiss heute, dass für die Erhaltung eines Dorfbildes die Reinhaltung einiger an sich uninteressanter, aber charaktervoller, typischer Häuser in ihrem charakteristischen Beisammenstehen entscheidender ist, als die Renovierung eines einzelnen, reich geschmückten Ausnahmehauses — obwohl auch dessen Erhaltung selbstverständlich zu wünschen ist.

Betrachten wir von hier aus den Vorschlag, alte Häuser abzubrechen, und entfernt von ihrem früheren Standort irgendwo auf einem Museumsgelände wieder aufzustellen, so ist das unter allen Umständen eine heikle und schmerzliche Angelegenheit, denn die organischen Zusammenhänge werden damit abgeschnitten, das Haus wird zum Einzelgegenstand, zur Kuriosität gestempelt, auch wenn man nach Kräften versucht, seine neue Umgebung durch gärtnerische Mittel der ursprünglichen einigermassen ähnlich zu machen. Wir wollen aber nicht zu puristisch sein: trotz diesen Bedenken ist es immer noch besser, wenn ein charaktervolles Gebäude auf diese Art erhalten bleibt, als wenn es an Ort und Stelle gänzlich zugrunde ginge, und gerade das skandinavische Beispiel zeigt, dass durch die Neuaufstellung von Häusern auf einem Museumsgelände sehr starke und nicht nur oberflächliche Eindrücke vermittelt werden können.

II. Grenzen der Verpflanzungsmöglichkeit

Wenn wir unter dem Eindruck dieser nordischen Beispiele die Möglichkeit einer Verpflanzung von Bauernhäusern in ein Ausstellungsgelände anerkennen, so bleibt diese Möglichkeit aber an gewisse Grenzen gebunden. Wenn man z. B. auf einem Gelände in oder bei Bern Bauernhäuser aus der weiteren Umgebung von Bern aufstellen würde, so wäre das durchaus sinnvoll, denn diese Gebäude wären zwar ihrem Standort, nicht aber dem allgemeinen Charakter der Landschaft entfremdet, und sie fänden in vielen Bauten der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung verwandte Züge, wodurch der Zusammenhang hergestellt und das verpflanzte Haus als «heimatlich» erwiesen würde. Ein Tessinerhaus oder Engadinerhaus dagegen würde an der gleichen Stelle durchaus fremdartig wirken, und dadurch würden sogar die verpflanzten Bernerhäuser daneben aus der Sphäre des Heimatlichen in die der musealen Abgelöstheit transportiert.

In Schweden und Norwegen liegt der Fall ganz anders: Die Holzarchitektur Schwedens ist trotz dem mehr als zehnmal grösseren Gebiet sehr viel einheitlicher als die ländliche Architektur der Schweiz. Die Bauten sind kleiner, nicht so ins Extrem eines speziellen Typus entwickelt, sie stufen sich hinsichtlich ihrer zeitlichen Entwicklung und künstlerischen Ausstattung innerhalb des gleichen Grundtypus ab, und darum wirkt die Zusammenstellung von Bauten selbst entlegener Provinzen in der Hauptstadt immer noch vergleichsweise organischer und heimatlich in dem Sinn, wie ein nach Bern verpflanztes Bauernhaus aus dem Bernerland wirken würde. Es gibt im ganzen Norden nichts, was an Zuspitzung eines speziellen Typus und architektonischem

Reichtum der Ausführung auch nur entfernt einem Bernerhaus, einem Thurgauer Riegelhaus, einem Innerschweizerhaus mit Klebdächern vergleichbar wäre, und Unterschiede wie die zwischen einem Holzhaus, einem Tessinerhaus, Engadinerhaus, Jurahaus usw. sind im ganzen Norden nicht zu finden. Ueberhaupt lernt man erst auf Reisen die unglaubliche Mannigfaltigkeit unseres kleinen Landes gebührend bewundern, die wir als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Aber diese Bevorzugung zwingt uns, fremden Vorbildern gegenüber vorsichtig zu sein: wenn in den nordischen Ländern auch noch die Zusammensetzung von Bauten entfernter Gegenden einen relativ einheitlichen Eindruck macht, würden bei uns die Bauten von viel weniger entfernten Standorten bereits den Charakter einer Kolonialausstellung annehmen, und es sind ja gerade die zugespitzten Beispiele jeder Art, die uns da, wo es auf die Charakterisierung der regionalen Besonderheiten ankommt, besonders interessieren.

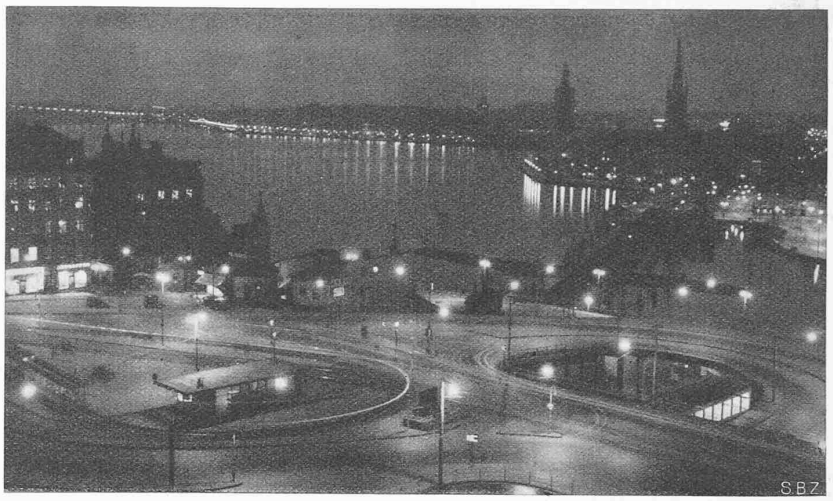

Abb. 7. Stockholm. Nächtlicher Blick vom Restaurant des Katarinahissen über die westliche Schlinge des «Slussen» und Södermalmstorg auf den Mälarensee mit der Eisenbahnbrücke, im Hintergrund der Rathausturm

III. Der Zweck eines Freiluftmuseums

Damit kommen wir zur Grundfrage, was eigentlich durch eine solche Wiederaufrichtung charakteristischer Häuser erreicht werden soll: Eine Stärkung des Heimatgefühls? Befriedigung von wissenschaftlichen Interessen? Stärkung des politischen Zusammengehörigkeitsgefühls von verschiedenen Landesteilen? — Das sind sehr verschiedene Gesichtspunkte, die sich keineswegs decken, und die deshalb alle einzeln betrachtet werden müssen. Stärkung des Heimatgefühls und Bindung an die eigene politische und kulturelle Vergangenheit ist einzig durch Bauten regionalen oder doch nahe verwandten Charakters zu erreichen. Für den Zürcher und Basler ist schon das Bernerhaus gefühlsmässig «exotisch», und «Heimat» ist für den Tessiner durchaus nur das Tessinerhaus und nicht das der Nordschweiz. Wir rühren hier an die Grundlagen unseres Staates, an den Föderalismus; gerade weil jeder Kanton auf seine Façon selig werden will, hat er sich politisch mit seinen Nachbarn verbündet, nicht um in diesem Nachbarn aufzugehen, sondern um selbständig zu bleiben. Wir wissen, dass diesem Bestreben praktische Grenzen gesetzt sind, um so eifersüchtiger sind die Unterschiede da ernst zu nehmen, wo ihnen keine zwingenden Gründe gegenüberstehen. Durch eine solche, unvermeidlicherweise willkürliche Zusammenstellung verschiedener Haustypen wird dem schlimmsten, noch kaum überwundenen Missverständnis der volkstümlichen Architektur von neuem Vorschub geleistet — als ob nämlich die ländlichen Bauten verschiedener Art lediglich vom Geschmack ihrer Erbauer abhängig und unter sich vertauschbar wären. Wir könnten es dann erleben, dass in Zürich oder Bern ausgerechnet das Tessinerhaus oder Engadinerhaus Schule macht, denn zweifellos ist es «schön», und es wird ja als «auch heimatlich» vorgeführt — wie es heute reiche Leute gibt, die auch in der Schweiz in spanischem Kolonialstil à la Hollywood oder neu-tirolerisch bauen, weil sie zwar «ländlich» wohnen wollen, die einheimische Ländlichkeit aber nicht chic genug finden. So könnte das gut gemeinte Unternehmen leicht zum Gegenteil dessen beitragen, was es beabsichtigt: nämlich zu einer Verwirrung und Entwurzelung des Sinnes fürs Echte und Bodenständige.

Wenn grosse Imperien Kolonialausstellungen veranstalten, auf denen Marokko, Siam, Indochina, Zentralafrika usw. ihre Visitenkarte in Form rekonstruierter Bauten abgeben, so hat das den Sinn, im Mutterland solche an die Existenz der Kolonien zu erinnern, die damit sonst keinen Zusammenhang haben, und es ist gewiss recht reizvoll und amüsant, einmal seinen Kaffee auf marokkanisch zu trinken. Was damit gestärkt wird, ist aber das imperialistische Gefühl, nicht das Heimatgefühl des Europäers, das an seine europäische Heimat gebunden bleibt. Dass wir uns die Existenz Graubündens, des Tessin, des Wallis auf diese Weise vergegenwärtigen, haben wir glücklicherweise nicht nötig. Die Distanzen in unserem Lande sind so klein, die Verkehrsmittel so vorzüglich, dass wir in wenig Stunden in den betreffenden Gegenden sind, und für die Befriedigung momentaner Launen ist durch die verschiedenen Bündner- und Walliser-Stübli, locande ticinesi, Waadtländer Stuben usw. in jeder Stadt aufs Stimmungsvollste gesorgt. So ist es nicht nötig, diesen selbstverständlichen Zusammenhang durch ausserordentliche Massnahmen zu manifestieren; es ist gar kein Unglück, wenn nicht jedem alles zu jeder Zeit und auf einmal in Natura vor Augen gestellt wird — die Mannigfaltigkeit der Haustypen zu

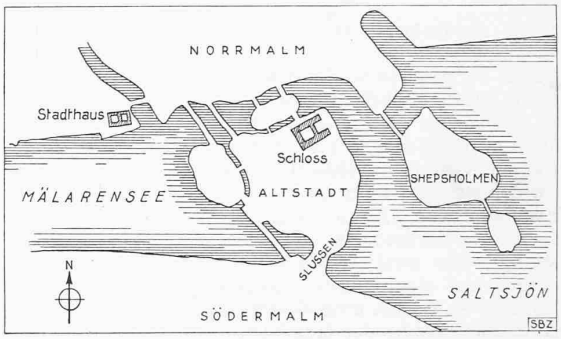

Abb. 1. Zentrum von Stockholm, Skizze 1 : 40 000

zeigen, ist ein Thema für ein schönes Bilderbuch, wie z. B. das Bürgerhauswerk des S. I. A., nicht aber für ein Freiluftmuseum.

IV. Die Bewohner der Häuser

Der Initiant des «Pro Campagna»-Projektes denkt sich jedes Haus von einer Familie des betreffenden Kantons bewohnt, in der betreffenden Volkstracht, mit möglichst urchigem Dialekt und allen Stimmungsrequisiten. Aber würde damit das Bodenständige nicht ausgerechnet an der Stelle, wo es gepflegt werden soll, ins Theatralische denaturiert und zur Fremdenattraktion erniedrigt? Wenn Miteidgenossen aus einem Bergtal für die Dauer einer Ausstellung in der Stadt ein charakteristisches Handwerk vorführen oder im Festzug in ihrer Tracht auftreten, so ist das etwas ganz anderes: eine vorübergehende, festliche Episode im Leben der Betreffenden, das seinen Schwerpunkt nach wie vor in der wirklichen Heimat hat, aus der heraus man in die Stadt auf Besuch kommt. Wo aber wären die Ausstellungsdörfler daheim? Zum tausendundeinten Mal mussten sie ihre Besucher möglichst treuherzig und ursprünglich anbiedern und womöglich den Alpsegen als bare Blasphemie über eine fingierte Alp sprechen. Und werden sie die malerische Sonntagstracht alle Tage tragen? Ziehen sie, wenn sie «frei haben», ihre Tracht aus, um «in Zivil» auszugehen? Das ganze Leben dieser Familien würde zur Exhibition, zum Gegenteil von Bodenständigkeit. Was als Festspiel, als bewusstes Theater durchaus erträglich ist, wird als vorgebliche Wirklichkeit zum unerträglichsten Kitsch, der sich denken lässt.

Etwas anderes ist die ausstellungsmässige Vorführung altertümlicher Handwerke: hier liegt der Akzent auf dem Technischen. Dafür kann man Spezialisten anstellen und noch besser wäre es, wenn sich intelligente Lehrlinge dafür verwenden liessen, denn die zeitweilige Ausübung auch veralteter Techniken bedeutet für den Betreffenden immer einen Gewinn an Fachkenntnis.

V. Verschiedenheit der skandinavischen Verhältnisse

Wenn man mit dem Beispiel der skandinavischen Länder exemplifiziert, muss man sich einige grundsätzliche Unterschiede von unseren schweizerischen Verhältnissen vor Augen halten. Von der viel grösseren Gleichartigkeit der nordischen Bauten war

Abb. 6. Haus der Kooperativa am Südende des «Slussen» in Stockholm.
Der Lift «Katrinahissen» führt auf die Höhe des Dachgeschosses (mit Restaurant in der Brücke), von wo aus nach rechts eine weitere Brücke auf das stark ansteigende Gelände von Södermalm hinüberführt

TEXT SIEHE SEITE 54

schon die Rede. Das berühmteste aller Freiluftmuseen, Skansen, liegt in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt Stockholm, mit der Trambahn erreichbar. Stockholm ist eine Stadt von 600 000 Einwohnern, also fast doppelt so gross als die grösste Schweizer Stadt, und zudem ist Stockholm als Residenz und Sitz der Regierung in einer Weise Hauptstadt von Schweden, wie wir in unseren glücklicherweise dezentralisierteren Verhältnissen kein Beispiel haben. Das sichert Skansen einen Besuch, wie er bei uns, auch ergänzt durch einen grösseren Fremdenverkehr, nicht erreichbar wäre. Ausserdem ist Skansen durchaus nicht nur Museum, sondern Volkspark, der jeden Tag von Tausenden von Personen besucht wird, die nie eigens ein «Museum» aufsuchen würden, weil sie sich für Bauten nicht stark interessieren, die sie dann aber immerhin besuchen, wenn sie gerade daran vorbeigehen, wodurch sicher bei vielen ein tieferes Interesse erst geweckt wird.

Bygdoe bei Oslo ist verbunden mit dem grossen Neubau des Nationalmuseums, und mit der Zeit werden noch weitere Sammlungen aus der Stadt auf die Museumshalbinsel verlegt, darunter der weltberühmte Oseberg Fund; die Wikingerschiffe selbst sind bereits in einem Neubau aufgestellt. Auch hier sind also die alten Bauten — darunter die Holzkirche von Gol — nicht die alleinige Attraktion sondern Zugabe zu einem reichen historischen Volkskunde-Museum, das ungefähr unserem Landesmuseum entspricht. Hier wie auch in Aarhus auf Jütland (Dänemark) sind übrigens auch städtische Bauten zur Neuaufstellung gelangt, in denen zum Teil ehemals ortsübliche Handwerke nach alter Art ausgeübt werden.

VI. Keine unnatürliche Zentralisierung

Das Problem der Erhaltung abbruchbedrohter ausdrucksvoller Bauten stellt sich also bei uns in anderer Form als in den nordischen Staaten. Es kann, wenn es uns ernstlich um eine Stärkung des Heimatgefühls zu tun ist, und nicht nur um die Schaffung einer kaum sehr zugkräftigen Fremdenattraktion, nur auf regionaler Grundlage in Angriff genommen werden in der Form, dass solche Bauten in unmittelbarer Nähe der nächsten Städte oder eines Fremdenzentrums wieder aufgestellt werden. (Man denke etwa an das sehr erfreuliche Engadiner Museum St. Moritz.) Da das ethnographische Interesse weiterer Kreise nicht überschätzt werden darf, wird man solche Bauten in der Nähe von Erholungsplätzen aufstellen, die von der Bevölkerung ohnehin aufgesucht werden, also in der Nähe von Wirtschaften, Strandbädern, Sportplätzen usw. Auf diese Weise würden diese Bauten von vielen gesehen und besucht, die nie eine Reise zum Besuch alter Bauten unternehmen würden. Natürlich würde man Verkaufstellen von Heimarbeiten, «Heimatwerk» und Verwandtes darin unterbringen und dabei für Heimatschutz und Naturschutz werben. Auch wären etwa vorhandene Heimatmuseen in solchen Häusern unterzubringen. Auch für kleinere Städte wäre eine solche Art der Denkmalpflege mit kantonaler oder Bundesbeihilfe durchaus denkbar, wogegen eine zentralisierte grosse Anlage mit Haustypen aus der ganzen Schweiz ein innerlich widerspruchsvolles und praktisch zum Misserfolg verurteiltes Unternehmen wäre.

VII. Das Wichtigste

Es ist also gewiss zu wünschen, dass die Anregung, schöne, ländliche Bauten, die aus irgend einem Grunde an ihrem Standort nicht erhalten werden können, abzubrechen und in der Nähe vielbesuchter städtischer Anlagen oder Festplätze wieder aufzustellen, auf guten Boden fällt — selbstverständlich schonend rekonstruierte Originale und nicht künstliche Nachbildungen! — Aber man darf darüber nicht vergessen, dass das eine Ausnahmelösung bleibt, und dass daneben die unvergleichlich grössere Aufgabe eines umfassenden Heimatschutzes und einer auch die ländlichen Profangebäude umfassenden Denkmalpflege weiter bestehen. Würde man nach Vorschlag der Initianten ein ganzes Dörfchen oder Museumsgelände mit Schweizer Haustypen bebauen, so könnte sich leicht die Gefahr ergeben, dass man das Gefühl hätte, nun etwas Entscheidendes für die Erhaltung der ländlichen Bauten getan zu haben: dies wäre aber durchaus nicht der Fall.

Das Wichtigste ist, sich erstens einmal von Fall zu Fall klar zu machen, woran die Schönheit einer bestimmten Situation, eines bestimmten Dorfbildes, einer Häusergruppe usw. haftet. Ist es die Schönheit eines Einzelgebäudes? Ist es die kubische Massenverteilung oder die masstäbliche Gliederung von für sich allein betrachtet vielleicht recht gleichgültigen Gebäuden? Oder ist es das Verhältnis von Bauten zum Strassenraum, zu Baumgruppen, zu bestimmten Geländeformationen? Und wie weit lassen sich diese spezifischen Schönheiten der einzelnen Situation mit der gegenwärtigen oder einer geplanten zukünftigen Nutzung der Gebäude in Einklang bringen? Nicht sentimentale Stimmung, sondern präzise Erkenntnis der praktischen und ästhetischen Gegebenheiten ist die Voraussetzung jeder Denkmalpflege und aller Heimatschutzmassnahmen.

Das Zweite ist eine vorausschauende Planung der künftigen Entwicklungsmöglichkeiten der betreffenden Gegend. Es ist sinnlos, ein einzelnes nettes Haus zu konservieren, wenn man ihm z. B. durch eine Strassenverbreiterung jeden Zusammenhang mit der landschaftlichen Umgebung abschneidet in der allein es wirken kann. Es ist sinnlos, auf der einen Seite ein Dorfbild konservieren zu wollen, und zugleich dieses Dorfbild durch planlose Anlage von Industriebetrieben zu verwüsten. Voraussetzung jeder Denkmalpflege, die nicht nur die Erhaltung einzelner Details im Auge hat, ist eine das ganze Land umfassende Baugesetzgebung. Nicht erst Gemeinden von so und so viel Einwohnern, in denen die baulichen Misstände zum Himmel schreien, sollten von gesetzeswegen verpflichtet sein, Bauordnungen aufzustellen, sondern solche Bauordnungen sind gerade für die noch nicht verwüsteten Landgebiete am allernötigsten. Vielleicht ist gerade die jetzige politische Situation, die auf wirtschaftlichem Gebiet zu umfassenden Lösungen zwingen wird, der richtige Zeitpunkt, endlich auch diesen unerlässlichen Schritt zu tun, der die ganze Heimatschutzarbeit endlich auf einen soliden Boden stellen würde, während sie sich jetzt in allzu oft wirkungsloser Kleinarbeit zerbröselt. Es hat keinen Sinn, über die Industrialisierung von Landgemeinden und die Zerstörung von Ortsbildern durch Verkehrsmassnahmen zu jammern, wenn man nicht gleichzeitig zeigen kann, wie und wo Industrie angesiedelt werden kann, ohne das Ortsbild zu stören und wie der Verkehr besser zu leiten wäre. Erst wenn man das zeigen und die richtige Lösung auf Grund der gesetzlichen Handhaben auch wirklich durchführen kann, hat es Sinn, den Gemeinden und eventuell Privaten Opfer für denkmalpflegerische Massnahmen oder den Verzicht auf stärkere Ausnützung zuzumuten, und eventuell öffentliche Mittel zur Vergütung für solche Verzichte aufzuwenden, denn erst dann wird damit wirklich etwas erreicht. Auch müsste selbstverständlich jeder einzelne Besitzer davon informiert werden, dass sein Besitztum von öffentlichem Interesse ist, und besonderen Bestimmungen untersteht. Das bedeutet nicht, dass an solchen Objekten überhaupt keine Aenderungen vorgenommen werden dürften, aber diese Veränderungen müssen besonderen Bedingungen unterstehen und wären von der Zustimmung und Mitarbeit einer sachverständigen Behörde abhängig. Der Besitzer hat aber ein Recht darauf, beizeiten zu wissen, was er mit seinem Besitztum anfangen kann, und dass ihm nicht erst im letzten Augenblick Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, wenn bereits Handänderungen und Planungsarbeiten im Hinblick auf eine stärkere Ausnützung des betreffenden Geländes stattgefunden haben, wie dies jedes-

mal der Fall ist, wenn der Heimatschutz einem bis an die Schwelle der Ausführung gediehenen Bauvorhaben in den Arm fällt. Jede Ortschaft sollte ein amtliches Verzeichnis ihrer schützenswerten Bauten und Situationen aufstellen und eine sachverständige Instanz — am besten von auswärtigen Experten, die nichts mit dem örtlichen Grundstückhandel zu tun haben — mit der Ueberwachung der Bautätigkeit betrauen, so weit sie schützenswerte Objekte betrifft.

Hier steht der «Pro Campagna» und allen Freunden der Heimat ein kaum noch in Angriff genommenes Arbeitsgebiet offen, und wir bitten besonders die Politiker und Regierungsmitglieder, die sich so erfreulich aktiv der Frage eines Schweizer Freiluftmuseums angenommen haben, ihr Interesse dieser Heimatpflege grösseren Stils zuzuwenden, wo für die alte Schönheit und die neue Entwicklung unseres Landes zugleich viel tiefer greifende Verbesserungen zu erreichen wären. Peter Meyer

---

Der Slussen, Stockholms grosser Verkehrsmittelpunkt

Von CLAIRE ECKMANN, Dipl. Arch. E. T. H., Bern

Die Stadt Stockholm ist besonders in ihrer Lage einzigartig: alle Stadtteile bestehen nämlich aus Inseln, die durch viele Brücken miteinander verbunden sind. Von allen Seiten von Wasser umspült, ist diese Stadt wirklich ein «Venedig des Nordens» [1]). Trotzdem liegt Stockholm nicht etwa direkt an der offenen Ostsee, sondern ist von dieser durch einen Inselgürtel von rd. 60 km Breite getrennt. Dieser, der sog. Skärgarden, zählt etwa 30 000 wildbewaldete und felsige Inseln. Im tiefen Mittelalter wurde einst an dieser Stelle eine Handelsstadt gegründet, da, wo das salzige Wasser des Meeres aufhört und das süsse Wasser des Mälarenseengebietes beginnt. Der wichtigste Punkt dabei war die Schleuse an der Stelle, wo sich heute der Slussen (Abb. 1) erhebt (Slussen bedeutet auf deutsch Schleuse). Aber schon damals war der Slussen nicht nur überaus wichtig für den Wasserweg, sondern auch für den Landweg; ja die Brücke war praktisch die einzige Möglichkeit, vom Meere her trockenen Fusses das Landesinnere zu erreichen. Hier konnten die Städter also allen Vorbeikommenden einen wohlangemessenen Zoll abnehmen und sich daran bereichern. Hier konnten sie aber auch eine Trutzburg errichten und feindliche Flotten wirkungsvoll abhalten, sodass König Vasa mit Recht sagen konnte: «Die Burg und der Slussen sind das Haupt und der Riegel des ganzen Svealandes.»

Noch heute bedeutet der Slussen das Ende der Meeresschiffahrt und den Beginn der Binnenseeschiffahrt, und noch bis in unsere Zeit war die Brücke darüber die einzige Verbindungstrasse zwischen Nord und Süd: jedes Fahrzeug, jede Eisenbahn, ja sogar jeder Wanderer musste dort vorbei! Kein Wunder, dass schliesslich in der Gegenwart der Slussen zum grossen Verkehrsproblem Stockholms wurde, an dem jahrzehntelang die besten Fachleute arbeiteten. Dass die Anlage, die heute so selbstverständlich vor uns steht, in die Zukunft weist, gewissermassen mit der Verpflichtung, auch weiterhin städtebauliche Probleme mit realem, gesundem und grosszügigem Sinne zu lösen, drückt Le Corbusier mit folgenden Worten aus: «Vous avez fait, vous à Stockholm, la première grande œuvre des temps modernes: le croisement de la Slusse! Il semblait que tout devrait suivre à cette échelle. Ne désespérez pas. Continuez, proposez, combattez. Suggérez aux habitants de Stockholm que des téchniciens intéressés sont prêts à offrir leur concours pour faire la grande chose qu'il est nécessaire d'entreprendre.»

Gehen wir noch kurz den historischen Spuren nach, so sehen wir, wie im 16. Jahrhundert der Slussen aus einer Brücke mit Zinnen und Türmen und einer Schleuse besteht. Mit der Zeit beginnt eine allmähliche Verlandung der Inselstadtteile, die Abstände werden kleiner und die Zinnen verschwinden. Im 18. Jahrhundert verlangt der gesteigerte Verkehr zwei Schleusen; im 19. Jahrhundert ist am Nordende der früheren Brücke durch die weiter fortgeschrittene Verlandung ein platzartiges Gebilde entstanden, auf dem das Karl-Johann-Denkmal aufgestellt wurde, das noch heute dasteht. Die Schleusen werden wieder, und zwar von einem der berühmtesten Architekten der damaligen Zeit, umgebaut: von Niels Ericsson.

Im 20. Jahrhundert endlich erfolgt die Umfahrung des Slussens durch einen andern Meeresarm, indem ein Durchstich vorgenommen wird, was den Slussen von der Handelsschiffahrt fast vollkommen entlastet. Deswegen spielen die Schleusen in der grossen Neuprojektierung, die zu Beginn des Weltkrieges vorgenommen wird, keine grosse Rolle mehr. 1914

[1]) Vgl. *Armin Meili* in «SBZ» Bd. 83, S. 20* (1924).

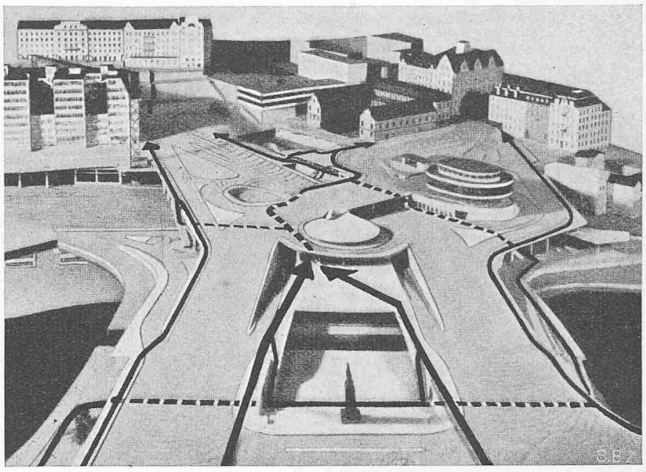

Abb. 5. Modellbild des «Slussen» aus Norden mit Eintragung der Fussgängerwege: voll offen, gestrichelt in Tunneln
Der Restaurantbau in der westl. Schlinge ist noch nicht ausgeführt

wurde ein Projekt monumentaler Haltung von den Behörden gutgeheissen, aber nicht ausgeführt.

Erst nach 1930 nimmt man endlich einen Anlauf zur Verwirklichung der Bauaufgabe. Die Bevölkerungziffer Stockholms hat inzwischen den Wert 530 000 erreicht, und der tägliche Verkehr über den Slussen folgende Zahlen: Personenwagen 13 000, Lastwagen 14 000, Omnibusse 1500, Fahr- und Motorräder 8300, Strassenbahnzüge 1700. Die Ausführung wird nach einem ganz neuen Vorschlag des Stadtbauarchitekten T. William-Olsson 1931 in Angriff genommen. In seinem Entwurf ist die symmetrische Scheinarchitektur von 1914 ganz verschwunden. 1935 steht das Bauwerk schon fertig vor uns, das eine ganz aus den Erfordernissen der Gegenwart entstandene, sachliche Meisterung des Verkehrsproblems darstellt [2]). T. Williams-Olssons Lösung zeigt ein gross angelegtes Kleeblattsystem, das die gegebenen Geländeverhältnisse geschickt ausnützt, nämlich den grossen Höhenunterschied zwischen der Altstadt und Södermalm, und eine vollkommen kreuzungslose Abwicklung des Verkehrs gewährleistet.

[2]) Vgl. «Byggmästaren» (Stockholm) vom 11. Dez. 1935, «Technique des Travaux» vom Juni 1936 und «Verkehrstechnik» vom 20. Juli 1937, denen wir z. T. die Unterlagen zu unsern Abbildungen verdanken.

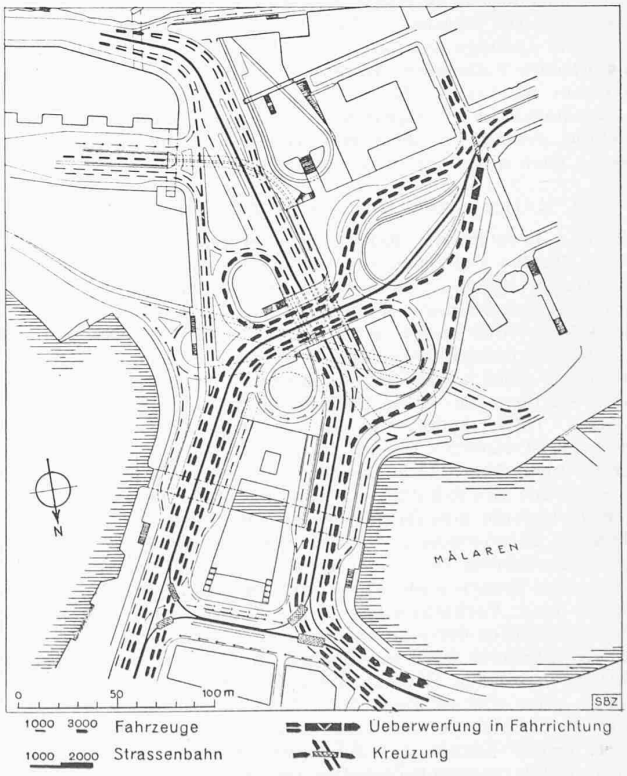

Abb. 2. Schema der Verkehrsführung des «Slussen»